

„Gießen im Loch ...“

Überlegungen zum 60. Jahrestag des Bombenangriffs auf Gießen am 6. Dezember 1944.

Von Rolf Haaser

Wenn möglicherweise jemand von Ihnen, meine Damen und Herren, sich am 7. November 1944 in Gießen aufgehalten hat, dann sollte sie oder er sich selbst noch nachträglich beglückwünschen, denn an diesem Tag waren 384 amerikanische Liberator-Bomber, begleitet von 295 Mustang-Jägern im Anflug auf Wetzlar und Gießen, und lediglich der Wetterlage, genauer gesagt einer zu dichten Bewölkung diesseits des Rheins, war es zu verdanken, dass Koblenz als vorgesehenes Ersatzziel die ganze Wucht der Zerstörungsmaschinerie zu spüren bekam, die für den Raum Gießen vorgesehen war.

Wer wie ich, als heute 54-jähriger, sein Leben in einer gegen jegliche Eventualitäten weitgehend abgesicherten Existenz eingerichtet hat, dürfte Mühe haben, sich vor Augen zu führen, in welchem drastischen Ausmaß die Kategorie des Zufalls, in unserem Beispiel die Capricen des Wetters, oder der zufällige Aufenthalt am richtigen oder falschen Ort darüber entschieden, ob man überlebte oder womöglich jämmerlich zugrunde ging.

Koinzidenzen

Deutsche Luftstreitkräfte hatten am 10. Mai 1940 bei einem Angriff, der Dijon gelten sollte, versehentlich Freiburg im Breisgau bombardiert.

Unter den 57 Toten befanden sich 21 Kinder, die auf einem Spielplatz überrascht wurden.

Die von den eigenen Militärs zu verantwortende Panne deutete Hitlers Kriegspropaganda kurzerhand in eine angebliche Terrormaßnahme französischer Flieger um und benutzte den sogenannten „Kindermord von Freiburg“ skrupellos dazu, deutsche Bombenangriffe auf westeuropäische Städte als „Vergeltungsangriffe“ zu rechtfertigen.

Bei dem bereits vier Tage später stattfindenden Angriff auf Rotterdam kam es gleich zu einer ganzen Kette von unglücklichen Umständen.

Als der holländische Stadtkommandant ein Ultimatum zur widerstandslosen Übergabe der Stadt verstreichen ließ, wies Göring persönlich den Angriffsbefehl an.

Während des Anfluges der deutschen Verbände erklärte sich der holländische Kommandant doch noch zur Kapitulationsverhandlung bereit.

Über Funk waren die einhundert gestarteten Flugzeuge nicht mehr zu erreichen, da sie ihre Antennen schon eingezogen hatten.

Die vom Boden abgeschossenen Leuchtraketen konnten nur von einer der beiden Kampfformationen richtig gedeutet werden; die andere Hälfte der gestarteten Bomber lud unverdrossen ihre Bombenlast über den winkligen Gassen der Altstadt Rotterdams ab, die völlig ausbrannte. 980 Einwohner, etwa genausoviele wie viereinhalb Jahre später in Gießen, fanden in diesem Missgeschick den Tod.

Groteskes spielte sich auch am 6. Dezember 1944 am Himmel über Gießen ab.

Unter den in verschiedenen Kleinstädten Mittelenglands stationierten Flugzeugen der für ihre Fächerangriffe bekannten 5th Bomber Group (wegen ihrer Spezialeinsätze später „Todesflotte“ genannt) kam es zu Beinahe-Kollisionen, als unerfahrene Besatzungen quer zu der vorgeschriebenen Linie flogen und dabei um ein Haar ihre Kameraden bombardiert hätten.

Prozedere

Diese Beispiele können freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Maschinerie des Krieges in all ihrer kühl kalkulierten und eingedrillten Grausamkeit weitgehend routinemäßig über Gießen hereinbrach.

Am 6. Dezember waren es 247 schwerbeladene Maschinen der 5th Bomber Group, die sich in einem die deutsche Flugabwehr irritierenden Schwenkflug auf Gießen zubewegten: als die letzten Staffeln von den mittelenglischen Startbahnen abhoben, befanden sich die ersten bereits auf französischem Territorium.

Nach einem Bericht aus dem Jahr 1954, den ein Beobachter im Fliegermeldedienst im Gießener Anzeiger veröffentlichen ließ, vollführten die Flugzeuge des anrollenden Bomberverbandes mehrere Täuschungsmanöver, die die Flugbeobachter des Fliegermeldedienstes dahingehend zu durchschauen glaubten, dass es sich wie schon so oft um einen Angriff auf Mitteldeutschland oder Berlin handelte.

Da die vermeintlich ausgemachte Durchflugschneise von Ost nach West aus dem Raum Westerwald nach Gießen Marburg verlief, wurde zwar Voralarm ausgelöst, an Gießen als Angriffsziel scheint aber dabei noch niemand wirklich gedacht zu haben.

Erst als man feststellte, dass die Spitze der Feindverbände plötzlich nach Süden in Richtung Gießen abdrehte, herrschte kein Zweifel mehr darüber, dass der Angriff der mittelhessischen Metropole galt.

Nach anderen Augenzeugenberichten war der Voralarm sogar schon wieder aufgehoben, als nahezu gleichzeitig mit dem Vollalarm bereits die ersten Bomben einschlugen.

Das Setzen der rotleuchtenden Zielmarkierungsbomben und das Herabschweben der sogenannten „Christbäume“, wie man die an Fallschirmen hängenden Magnesium-Leuchtbomben nannte, die die Nacht zum Tage machten, nahmen die in die Schutzräume flüchtenden Menschen noch mit eigenen Augen wahr.

Unglücklicherweise riss gerade zu diesem Zeitpunkt die Wolkendecke so auf, dass die einfliegenden Bomberbesatzungen keine Mühe hatten, die Ziele deutlich auszumachen und ungewöhnlich punktgenaue Abwürfe zu tätigen.

Die Angriffsprotokolle der einzelnen Geschwader bestätigen dies einhellig: „Attack very successful. Town burning. Conditions set for an excellent attack. Broken cloud over target, but visibility was good. Fires seen. Concentration very good. Good run-up.“

Auf deutscher Seite waren zwar Flak und einige Jagdflugzeuge im Einsatz, sie beeinträchtigten die in Gang gekommene Angriffsmaschinerie aber nur noch marginal.

Die so oft im Wehrmachtsbericht genannte „rege Feindtätigkeit“ setzte über Gießen ein und verwandelte die Stadt in wenigen Minuten in ein Inferno, in ein „Fanal der Hölle“, wie ein Augenzeuge es im Rückblick nannte.

Der Ablauf war ebenso einfach wie auf fatale Weise wirkungsvoll.

Der Angriff wurde überwiegend mit Sprengminen und Brandbomben geführt, wobei durch die Explosionen zuerst Dächer, Fenster und Türen zu Bruch gingen und anschließend die in enormer Dichte förmlich herniederregnenden Stabbrandbomben in das ungeschützte Innere der Häuser einschlugen und sich in Mobiliar und Gebälk festsetzten.

Breite Flächenteppiche von 6 Stabbrandbomben pro Quadratmeter und mehr sorgten nicht nur dafür, dass Stockwerk für Stockwerk unweigerlich bis auf die Brandmauern niederbrannte, sondern auch dass auf den Straßen streckenweise der Asphalt flüssig wurde.

Es liegt auf der Hand, dass bei einer solchen Vorgehensweise es vor allem die einfache Zivilbevölkerung war, die am stärksten in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Die große Zahl an menschlichen Opfern, von der ich fürchte, dass sie erheblich höher ist als die üblicherweise in diesem Zusammenhang genannten 800, sprechen eine Sprache für sich. Ein gewaltiges Ausmaß an Auflösung bürgerlichen Lebens in Gießen war die Folge der dicht aufeinanderfolgenden Hauptangriffe zwischen dem 3. und 11. Dezember 1944.

Nicht zu ermessen: die tw. zermürbende psychische Belastung jedes einzelnen während und nach dem Angriff.

Einzelne Betroffene leiden noch heute unter den Folgen.

Menschen mit körperlichen oder seelischen Verletzungen, die ihnen in diesen desaströsen Tagen zugefügt wurden, haben sich Jahrzehntlang mitten unter uns bewegt.

Manche tun dies, trotz der dazwischenliegenden Zeitspanne von 60 Jahren, noch heute.

Bilanz

Wenn Hans Erich Nossack in seinem 1948 verfassten Bericht über die Zerstörung Hamburgs betont, dass alles, was sich in Zahlen ausdrücken lasse, ersetzbar sei, dann wollte er damit zum Ausdruck bringen, dass es Verluste gibt, die jenseits aller Statistik liegen.

Am Beispiel Gießens lässt sich veranschaulichen, was gemeint ist.

Der jähe Verlust des althergebrachten Gepräges, den Gießen erleiden musste, bedeutete die bisher größte Zäsur in der über 750jährigen Geschichte der Stadt, und dies, wie Richard Humphrey sicher zutreffend bemerkt hat, trotz der Pestepidemien von 1529 und 1634/35 und trotz der Großbrände von 1498, 1560 und 1646, denen verschiedene Stadtteile zum Opfer fielen.

Ich beschränke mich bei meiner kleinen unvollständigen Schadensbilanz auf einen Rundgang durch den engeren Stadtkern Gießens.

Am Brandplatz brannten das Feuerwehrhaus, das Forstbotanische Institut sowie das Alte Schloß mit seinem Museumsbestand völlig aus.

Der Lindenplatz und Kirchenplatz waren unpassierbar, die von dem klassizistischen Architekten Georg Moller entworfene Stadtkirche - nur noch eine düstere Ruine.

Am Kanzleiberg wurde die Dienststelle des Roten Kreuzes ein Raub der Flammen.

Das historische Rathaus am Marktplatz legte sich mit seinen Trümmern über einen voll besetzten öffentlichen Luftschutzbunker, der sich im Keller unter dem Gebäude befand.

Markante historische Fachwerkhäuser rund um den Marktplatz, wie das ehemals in jüdischem Besitz gewesene Haus Kaminka, in dem sich einmal die alte Hirschapotheke befunden hatte, sind für immer aus dem Stadtbild Gießens gelöscht.

Auch der rekonstruierte Wiederaufbau im Hessendorf im Taunus kann da nur als ein schwacher Trost angesehen werden.

Das 1904 umgebaute, kaiserzeitstolze Stadtbürgergebäude, in dem die Apotheke Zum Goldenen Engel untergebracht war, mit der markanten Engelfigur auf dem Giebeldach, - seiner architektonischen Charakteristik beraubt.

Die Siegestriumphgeste der allegorischen Skulptur über dem Marktplatzbrunnen, eine Chiffre dunkelhafter, gründerzeitlicher Nationaleuphorie, buchstäblich pulverisiert und in Nichts aufgelöst.

Sie liegt als kollektiver Erinnerungsrest ebenso unter dem Asphaltiegel der Ringallee wie der übrige, für den Wiederaufbau der Stadt nicht mehr verwertbare Schutt des Alten Gießen.

Kontextualisierung

Die Fassungslosigkeit, mit der man der Einäscherung der Stadt gegenübersteht, schlägt häufig in die etwas hilflose Frage um, warum überhaupt das vermeintlich unbedeutende Gießen Angriffsziel der alliierten Bomber Commands geworden ist.

An erhellenden und facettenreichen Antworten darauf mangelt es nicht, im Gegenteil.

Die Kontextualisierung, die Richard Humphrey vor zehn Jahren in einem Vortrag im Netanya-Saal des Alten Schlosses auf der Grundlage der umfangreichen Quellenforschung Dietrich Graefs vorgenommen hat, ist auch heute noch in vollem Umfang gültig.

Zwei Schwerpunkte zeichnen sich dabei ab: Die Bombardierung der Gleisharfe des Bahnknotenpunkts Gießen und die Verwüstung der Innenstadt.

Die Bombardierung der Bahngleise und des Verschiebebahnhofs leitete sich aus dem kriegsstrategischen Gesamtkontext des letzten Jahresdrittels 1944 (Stichwort Ardennenoffensive) ab.

Am 7. November 1944 wurde Gießen vom alliierten Zielkomitee auf die verbindliche Zielliste gesetzt und auf Platz 31 (nach Koblenz, aber noch vor Siegen) eingestuft.

Die von dem englischen Luftmarschall Harris entworfene und tw. gegen den Widerstand in den eigenen Reihen durchgesetzte Doppelstrategie für die Bombardierung deutscher Städte kam damit auch für Gießen zum Tragen.

Gemeint ist die Kombination von Präzisionsangriffen auf konkrete Einzelobjekte (precision bombing), verbunden mit Flächenbombardements (area bombing), deren Ziel es war, durch Zerstörung von dichtbesiedelten Innenstädten die Bevölkerung zu demoralisieren.

Exakt dieser Bombardierungstechnik fiel das alte Gießen anheim.

Zu der Kontextualisierung der Luftangriffe auf Gießen gehört es, sich mit der Frage der Lynchmorde an amerikanischen Bomberpiloten zu befassen.

Mit jedem Gedenken an die Bombennächte werden regelmäßig auch die Erinnerungen an eine bis heute nicht bekannte Anzahl von sogenannten „Fliegermorden“ aufgeworfen.

Das ist in diesem Jahr nicht anders als bei dem Erinnerungsmarathon von 1994.

Eher zufällig haben wir, damit meine ich das Autorenteam der 1994 erschienenen Dokumentation „Der Untergang des alten Gießen“, einen unbeachtet gebliebenen Vorgang im Materialanhang dieses Buches dokumentiert.

Es handelt sich um ein offizielles Schreiben des Oberbürgermeisters an die Militärregierung vom 5. März 1946 betreffend die Anmeldung von sterblichen Überresten verstorbener Militärpersonen der USA.

Neben einem auf dem neuen Friedhof verscharrten unbekanntem Flieger erwähnt der Rapport einen Flieger-Leutnant Nichols Darwin, der „seiner Zeit von einem Oberwachtmeister Wald erschossen und die Leiche in die Lahn geworfen worden“ sei.

Bereits Dietrich Graef hatte in seinem Buch über Gießen als Luftangriffsziel vier weitere Lynchmorde dokumentiert, die an zwei verschiedenen Orten in Gießen, unter verschiedenen Verantwortungen, aber zur selben Zeit stattgefunden haben.

Szenen, von denen man kaum glauben mag, dass sie nicht aus einem Bombenkriegsroman wie Kurt Vonneguts ‚Slaughterhouse Five‘ oder Gert Ledigs ‚Die Vergeltung‘ stammen sollen.

Am 3. Oktober 1944 erschoss ein als „Revolverheld“ verschrieener Hitlerjugendführer an der Mauer des neuen Friedhofs drei amerikanische Flieger, denen es gelungen war, mit dem Fallschirm aus ihren im Luftkampf getroffenen Maschine abzuspringen.

Nicht besser erging es einem US-Flieger, der am selben Tag in der Marburgerstraße aufgegriffen und in das Hauptquartier der Gestapo in der Neuen Bäumen (heutiger Burghof) überstellt worden war.

Von dem dortigen Dienststellenleiter wurde ein untergebener Gestapo-Bediensteter angewiesen, den gefangenen Flieger in den Philosophenwald zu führen und zu erschießen. Der Schusswaffengebrauch sollte in der anschließenden Vollzugsmeldung mit einem angeblichen Fluchtversuch begründet werden.

Der Bedienstete hatte anfänglich Bedenken, einen Wehrlosen zu töten.

Sein Vorgesetzter erinnerte ihn jedoch an den Tod seiner Schwester, die bei einem Luftangriff ums Leben gekommen war.

Daraufhin brachte er den Gefangenen in den Philosophenwald und ermordete ihn mit drei Schüssen.

Die Leiche ließ er auf dem Waldboden liegen.

Erst vor wenigen Monaten ist Peter Schlagetter-Bayertz im Zuge seiner Recherchen zu dem vor kurzem im Wartbergverlag erschienenen Buch über Gießen im Bombenkrieg auf einen bislang nicht rüchbar gewordenen Fall in Allendorf-Lützellinden gestoßen.

Dabei handelt es sich um drei Besatzungsmitglieder eines durch Flakbeschuss zerstörten Bombers, die in einem Waldstück bei Kleinlinden von einem Polizisten erschossen wurden.

Zwei weitere Überlebende des Abschusses konnten nur mit Mühe vor der Lynchjustiz der aufgebrachten Bevölkerung gerettet werden.

Gerüchte über einen womöglich noch schlimmeren Fall in einem weiteren Nachbarort Gießens stehen seit Jahrzehnten ungeklärt im Raum.

Eine Zeitlang lag die Ursache für die anhaltende Virulenz des Themas der sogenannten „Fliegermorde“ darin, dass sich die Legende hartnäckig hielt, die Angriffe auf Gießen seien eine breitangelegte Vergeltungsmaßnahme der Alliierten für die illegalen Erschießungen von Piloten in und um Gießen gewesen.

Graef und Humphrey haben das Phänomen dahingehend gedeutet, dass darin ein implizites Schuldgefühl zum Ausdruck komme.

Beide Autoren wenden sich gegen eine Verwechslung von Schuldbewußtsein mit Kausalität, die ihrer Meinung nach in diesem Fall vorliege.

Ich schlage eine etwas differenziertere Lesart vor.

In der Tat halte ich es für vermessen, anzunehmen, die Alliierten Bomber Commands hätten sich den Luxus geleistet, Zielvorgaben auf der Basis emotional begründeter Entscheidungen jenseits allen strategischen Kalküls zu treffen.

Die Kommandostellen der Bombergeschwader verlangten von ihren Besatzungen, dass sie rational kühl funktionierten und die emotionale Ebene möglichst komplett ausschalteten.

Um wieviel mehr wird man diese militärische Disziplin auf der Kommandoebene selbst geübt haben.

Anders liegt der Fall bei den im März 1945 in Gießen einmarschierenden amerikanischen Bodentruppen, denen durchaus bewusst war, dass Sie eine Stadt besetzten, die für ihre Lynchmorde an amerikanischen Piloten berüchtigt war.

Hier schlummerte ein echtes Gefahrenpotential.

Nach allem, was wir wissen, stellten die Fliegermorde im Gießen der Nachkriegszeit eine psychologische Belastung für das Verhältnis der Bürger zur Besatzungsmacht dar.

Was Graef und Humphrey als indirektes Schuldeingeständnis deuten, ist daher zutreffender als der berechtigte Verdruss eines Teils der Bürger darüber zu verstehen, dass ohne Not wider den Stachel des Schicksals gelockt worden war.

Das selbstherrliche Rambogehabe verschiedener Täter und Verantwortlicher konnte sich womöglich noch als gefährlicher Bumerang herausstellen.

Denn jederzeit wäre mit konkreten Konsequenzen zu rechnen gewesen, sobald etwas Neues herauskommen gekommen wäre.

Daher wohl das rigorose Tabu, das bis heute auf dem Thema liegt.

In Anbetracht einer solchen latent in der Luft hängenden Konfliktverschärfung zwischen Bevölkerung und Besatzung machte die Legende vom Vergeltungsschlag gewissermaßen Sinn.

Etwaigen Sanktionen gegen die gesamte Stadt hätte man mit dem Hinweis begegnen können, dass Gießen als Kollektiv bereits gesühnt habe.

Eine Stück kollektiven Wunschdenkens mag also mit im Spiel gewesen sein.

Beim Durcharbeiten des inzwischen umfangreich publizierten Materials zu den Bombenangriffen auf Gießen, kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, dass Gießen Anfang Dezember 1944 bis zu einem gewissen Grad auch als Experimentierfeld für die Alliierten Luftstreitkräfte diente.

Es beginnt mit dem erstmaligen Ausprobieren einer neuen Radarstation (auf die ich noch zu sprechen kommen werde), setzt sich fort in dem Umstand, dass der Angriff auf Gießen als Feuertaufe für neu zusammengestellte Crews fungierte, und gipfelt in dem erstmaligen Einsatz eines Bombentyps von bislang nicht gekannter Sprengkraft.

Gerade letzteres beweist, dass die drastischen Formulierungen der Betroffenen wie „Wir glaubten, die Hölle käme hoch“ usw. keine bloße Rhetorik bedeuten.

Solche Einschlagwirkungen waren unerhört, niemand hatte sie vorher in Deutschland am eigenen Leib erfahren. Wir, die wir wissen wollen, wie das damals war, haben also wahrlich Grund, aufmerksam und bewusst hinzuhören, wenn Betroffene ihre Eindrücke schildern.

Subjektive Wahrnehmung

Wie also war es am Boden? Wie gestalteten sich Wahrnehmungen und Empfindungen des Einzelnen?

Aus zahlreichen Erzählungen von Zeitzeugen wissen wir, dass die Gießener Bevölkerung, was die Gefahr eines Luftangriffs betraf, sich bis weit in das Jahr 1944 hinein im wesentlichen sicher gefühlt hatte.

Ein Gemisch aus ideologischer Propaganda und staatlich verwalteten Schutzvorkehrungsmaßnahmen unterstützte die allgemeinmenschliche Konstante individueller Verdrängung.

Die rhetorische Umbenennung des Anlagenrings in ein Wallsystem (Hitlerwall, Hindenburgwall, etc.), die Schutz und Abschottung gegen Bedrohung von außen suggerieren sollte, kann als Chiffre für diese Gemengelage betrachtet werden.

Verschiedene Selbsttäuschungsstrategien zirkulierten in der Stadt, die virulenteste die, dass Gießen als Lazarettstadt von zerstörerischen Angriffen verschont bleiben würde.

Eine weitere, dass Gießen wegen seiner geophysischen Lage in einer Senke ein erhebliches Problem für das gegnerische Radarsystem darstelle.

Über dem Stadtgebiet abgeworfene Flugblätter mit dem Titel: „Gießen im Loch – wir finden dich doch!“ waren, wie es den Anschein hat, an die Masse der Gießener Bevölkerung verschwendet und verfehlten die beabsichtigte propagandistische Wirkung.

Von den Balkonen und Wohnzimmerfenstern aus gelegentlich zu beobachtende Luftkämpfe einzelner Flugzeuge, Abschüsse und Abstürze einzelner Flieger in und um Gießen, selbst die sich herumsprechenden Fälle von brutaler Lynchjustiz an diversen Fliegerpiloten und Crewmitgliedern wurden weitgehend als grausiges Gruselspiel mit, - wie man neudeutsch sagen würde, -starkem Reality-Effekt betrachtet.

Burkhard Möller, dem Verfasser der aktuellen Artikelserie in der Gießener Allgemeinen, ist durchaus beizupflichten, wenn er schreibt, dass der Krieg am Himmel vor dem ersten schwereren Angriff am 3. Dezember 1944 für die Gießener weitgehend „ein Schauspiel über ihren Köpfen“ war, das die Stadt nur gelegentlich, und dann auch nur zufällig einbezog.

Die Überschreitung des hauchdünnen Grates zwischen Spektakel und Debakel begann im Dezember 1944 mit der Einrichtung einer „Oboe“-Radarstation auf französischem Boden am 2. Dezember, die dann in dem Probeangriff in der Nacht zum 3. erfolgreich getestet wurde.

Die propagandistische Prophezeiung des oben erwähnten Flugblattes bewahrheitete sich auf makabre Weise.

Die englischen Bombenangriffe in dieser Zeit benutzten als Codenamen Raubfische.

Am 6. Dezember machte sich „Hake“, der Hecht, über den Karpfenteich des Gießener Loches her.

Erstmals wurde Gießen konkret als Angriffsziel in den Warnmeldungen genannt.

Die Gießener Bevölkerung und eine unbekannte Zahl von in Gießen anwesenden Nichtgießenern (sogenannte Fremdarbeiter, Kriegsgefangene, Durchreisende etc.) waren dem hereinbrechenden Untergangsszenario nahezu schutzlos ausgeliefert.

Als am 11. Dezember amerikanische Bomber einen Tagesangriff auf Gießen flogen, roch die Luft noch brenzlich von den Angriffen zuvor.

Teilweise hingen noch Schwaden von Leichengeruch über den Trümmern.

Nach dem 11. Dezember wurde es bitterkalt.

Noch nicht geborgene Tote froren zusammen und hafteten an den Trümmerhaufen fest, in denen sie lagen.

Der Leichengeruch war durch die Kälte für einige Wochen gebannt.

Der Gestank wenigstens beeinträchtigte das anstehende Weihnachtsfest nicht.

Seelische Beeinträchtigungen, - ob man, wenn man an Heiligabend einen Weihnachtsbaum anzündete, die Assoziation zu den kaskadierenden Leuchtbomben, den bereits erwähnten „Christbäumen“, verdrängen konnte?

Ich weiß es nicht.

Meine Vorstellungskraft sperrt sich auch gegen solche Ausmalungen.

Ebensowenig kann ich mir eine Vorstellung davon machen, ob jemand an Sylvester Feuerwerkskörper abgebrannt haben könnte.

Auch darüber weiß ich nichts.

Was ich allerdings weiß, ist dass sowohl an Heiligabend 1944 als auch an Neujahr 1945 weitere, wenn auch kleinere Luftangriffe auf Gießen geflogen wurden.

Wahrnehmungsmechanismen und Beschreibungsformen zahlreicher, von mir vor zehn Jahren geführter Interviews mit Augenzeugen der Luftangriffe gaben neben der äußeren Schilderung des wahrgenommenen Ereignis- und Erfahrungsablaufes häufig traumatische Momenteindrücke als das Bewußtsein prägende Schlüsselbilder zu erkennen.

Ein kaum dreijähriges Kind, das zum erstenmal die Vorfreude zu einer Nikolausfeier empfunden haben mag, fragt, nachdem seine Mutter mit ihm in den Keller geflüchtet ist und die ersten Bomben gefallen sind, ob das der Nikolaus sei.

Ein damals sechsjähriger Junge sieht bis heute, jedesmal wenn er sich den Bombenangriff in Erinnerung ruft, eine ganz bestimmte Spinnwebe an der Kellerdecke, die beim ersten Bombeneinschlag zerreißt, vor seinem inneren Auge.

Eine Frau wird das Bild des in den Ruinen an der Decke ihres Wohnzimmers hängengebliebenen Kronleuchters nicht mehr los, der sich in den Luftturbulenzen des Feuersoges unaufhörlich wie ein Kreisel dreht.

Eine Gruppe von Ausgebombten, die sich am Stadtrand unter einer Eisenbahnbrücke gesammelt hat und nun auf die brennende Stadt zurückschaut, wird aufgeschreckt, als eine verirrte Kuh, die von den Bahngleisen herabgestürzt ist, plötzlich tot vor ihren Füßen liegt.

Das Erleben eines Bombenangriffs auf eine Stadt, eines im Grunde unsagbaren, nicht-erzählbaren Ereignisses, verwandelt sich in die Chiffre solcher Bilder.

Abgesehen von der Rettung von Menschenleben gehören für mich, solche grotesken oder bizarren Innenbilder als Kernstücke der geschlossenen Erzählungen der Überlebenden zum wichtigsten, was aus den Trümmern geborgen werden konnte.

Die Übung, sich eine Vorstellung von einem so einschneidenden Ereignis zu machen, ist ein schwieriges und problematisches Unterfangen.

Der Versuch, die Kluft zwischen subjektivem Erleben und objektivem Beschreiben, zwischen individueller Erinnerung und kollektivem Gedächtnis zu überbrücken, erscheint nahezu aussichtslos.

Weder Studium von Archivalien noch die Schilderungen derjenigen, die den Angriff am eigenen Leibe erfahren haben, auch nicht das Betrachten des einschlägigen Fotomaterials kann uns darüber hinwegtäuschen, dass das Ereignis letztenendes ein Unsagbares ist und bleibt.

Es ist in seinem innersten Kern durch seine prinzipielle Nichterzählbarkeit gekennzeichnet.

Dabei können wir uns bemühen, unser imaginatives Potential abzurufen, das Arsenal unserer Körpererfahrungen zu durchforsten, die Räume des Unterbewussten, in denen unsere schlimmsten Träume gespeichert lagern, zu durchstreifen.

Immer stoßen wir sehr bald an die Grenzen des Vorstellbaren.

Wir können nicht mehr tun, als in einem mentalen Experiment eine Berührungsfläche zu beschreiten, auf der die Erfahrungen der Betroffenen sich mit der Struktur unserer Innenbilder abgleichen.

Im günstigsten Fall bekommen wir, wie man im Volksmund sagt, eine Ahnung davon, wie es war und was es bedeutete, die Luftangriffe auf Gießen mitzuerleben.

Die Wirkung einer 2000 kg Sprengbombe ist da im Bild einer zerplatzenden Spinnwebe womöglich deutlicher zu fassen, als beispielsweise durch die Schilderung einer durch die Luft geschleuderten Lokomotive in der Frankfurterstraße.

In einem unveröffentlichten Tagebuch der Laubacher Malerin und Schriftstellerin Editha Klipstein aus dem Jahr 1944 findet sich unter dem Datum des 16. Dezember ein nachdenklich stimmender Eintrag, den ich Ihnen nicht vorenthalten möchte.

Sonntag (Nachmittag 2 Uhr) sollen die 13 Laubacher, die in Giessen umkamen, beerdigt werden. Die Särge sind hingefahren oder werden vielmehr hingefahren, -- mit den gleichen

Fuhrwerken holt man die Toten. Alle Verbindungen ringsum sind gestört, -- es kommt keine Post mehr, -- das ist für mich eine neue Kriegsphase.

Hilde Conrad war gestern im Turm, berichtete von dem zweiten Angriff auf Giessen. Die Stadt sei in der Hauptsache vernichtet, man könne sich nicht mehr orientieren. Die wertvollsten öffentl. Gebäude seien ausgebrannt, so auch die grosse Univers. Bibliothek.

(Jetzt tut es mir leid, dass ich die Nikom. Ethik von Aristoteles noch zurück sandte --)

-- Hilde C. hatte ihr eignes ausgebranntes Haus noch einmal aufgesucht, um vielleicht im Schutt noch etwas zu "finden". Statt dessen sah sie in ihrem Hof einen riesigen toten Senegalneger liegen, einen der Gefangenen der wahrscheinlich wegen Räuberei erschossen wurde. Er habe scheusslich ausgesehen, alles blutig verbeult, aufgetrieben --

Eine riesige Blutblase kam aus dem Mund, -- sie sei geflohen: -- Auf diese Weise ist jetzt unser Erdball "beieinander" --

Zu den Eigenheiten des literarischen und künstlerischen Schaffens Editha Klipsteins gehörte es, dass sie scheinbaren Zufälligkeiten symbolhafte Bedeutungen zuzuschreiben gewohnt war. Der Gedanke an die im Feuersturm mitverbrannte Ethik ist daher auch im übertragenen Sinn aufzufassen.

Der Zufall hat es gewollt, dass 50 Jahre nach diesem Tagebuch-Eintrag eine zweite Quelle auftauchte, die den denselben Vorfall zur Sprache brachte.

Es handelt sich um den schriftlichen Bericht einer seinerzeit 16jährigen jungen Dame aus Kleinlinden, der sich auf den Angriff am 11. Dezember bezieht.

Sie absolvierte gerade ihre Lehrzeit in der Ledergroßhandlung Magnus in der Diezstraße 6 und befand sich während des Angriffs mit einigen Frauen und einem französischen Gefangenen, der in der Firma beschäftigt war, im Keller des Gebäudes, das zwei Häuser neben dem bereits erwähnten Gestapohaus in der Neuen Bäume lag.

Sie schreibt:

Nachdem keine Detonationen mehr zu hören waren, gingen wir vor das Haus, um nachzusehen, was alles beschädigt war. Hier kam es zu einer furchtbaren Begebenheit, die ich bis heute nicht vergessen habe. Der Gestapo-Chef – dieser wohnte im obengenannten Haus – führte einen dunkelhäutigen Gefangenen in olivgrüner Uniform (meines Erachtens ein Marokkaner) vor sich her. Die Straße führte zum Gefängnis, und ich war der Annahme, daß er ihn dort hinbringen wollte.

So war das also, bei Luftalarm stiegen die Gestapobeamten womöglich hinunter in ihren Luftschutzkeller unter dem heutigen Burghof und verbrachten die Angriffe in unmittelbarer Nähe zu den Gefangenen in den sich dort ebenfalls befindenden Verhörkellern.

Die Abführung der Gefangenen erfolgte also durch die Diezstraße, vorbei am Kurbad Kratz, dann um die Ecke durch die hintere Diezstrasse in das Anlagenstück zwischen botanischem Garten und der Ostanlage, dem damaligen Hitlerwall.

Im Rücken der damals noch intakten Liebigstatue führte der Weg dann hinüber zum Goldfischteich und von dort aus hinein in die Gutfleischstraße zum Gefängnis.

Das alles konnte im öffentlichen Raum vor sich gehen, ohne dass die Öffentlichkeit davon etwas mitbekommen musste. So war das also.

Wir dachten, schreibt die Augenzeugin weiter, es wäre ein soeben abgesprungener Soldat aus einem Bomber.

Eine Frau – sie war schon während des Bombenangriffs außer sich vor Angst – war so erregt, daß sie ständig rief: „Schieß ihn tot, schieß ihn tot.“

Der Gefangene ging ruhigen Schrittes, aber seine Augen waren voller Angst. Dennoch unternahm er keinen Fluchtversuch.

Etwa 20 bis 30 Meter von unserer Gruppe entfernt (ich dachte sein Bewacher wollte ihn am Kragen fassen, von einem Haufen Dachziegel, der am Weg lag, wegziehen) fiel plötzlich ein Schuß (Genickschuß).

Der Gefangene fiel mit seinem Gesicht auf die Ziegel.

Entsetzen in den Gesichtern der Umstehenden.

Im gleichen Augenblick fing die Frau, die vorher noch seinen Tod forderte, ganz furchtbar an zu schreien: “Das wollte ich nicht, das wollte ich nicht.“

Sie warf sich auf die Straße, schlug mit beiden Händen unentwegt auf den Boden und schrie immer wieder dieselben obigen Worte.

Unser Franzose erkannte blitzschnell die möglicherweise gefährliche Situation, packte sie, hielt ihr den Mund zu und zog sie in das Haus Diezstr. 6.

Gesehen habe ich noch, daß der Gestapo-Chef dem Erschossenen in die Seite trat, um ihn umzuwenden und ihm in das Gesicht zu sehen.

Da habe ich mich abgewandt und bin gerannt, was ich nur konnte [...].

So war das also. Das berühmte Ceterum Censeo des Luftmarschalls Harris, man solle den Krieg beenden, indem man den Deutschen die Seele aus dem Leib schlage, scheint sich zumindest insoweit bewahrheitet zu haben, als es die Sinnhaftigkeit menschlicher Existenzen in groteske Zerrbilder verwandelte.

Die traurige Erfahrung, dass man einen Bombenangriff überleben kann, nur um trotzdem unmittelbar danach an einer Kugel zu sterben, sollte noch im Februar 1945 ein weiterer Afrikaner machen müssen.

Auch dieses Verbrechen trat vor zehn Jahren mehr oder weniger zufällig ans Tageslicht. Ein zum Zeitpunkt des geschilderten Ereignisses vierzehnjähriger Augenzeuge berichtet:

An dem Tag brannte die Universität, vor allen Dingen die Aula.

Plötzlich waren da gefangene Franzosen, geführt von einem Nazi, der mit einer Pistole hinter ihnen herging.

Er trieb sie dort hinein, damit sie Zeug heraus retten sollten.

Immer wieder mußten sie in die Flammen hinein.

Ich weiß noch, daß ein Schwarzer dabei war, der nicht mehr konnte.

Er wurde eiskalt erschossen.

Wir, und auch noch viele andere, standen sozusagen als Zuschauer herum.

Fußnote der Geschichte, Marginale Bedeutung

Kehren wir zum Schluss noch einmal zurück zum Nikolaustag 1944.

Bereits am späten Abend des 6. Dezember meldete ein deutschsprachiger, - von mehreren Gießener Bürgern abgehörter, - Feindsender, dass im Lauf der Abendstunden schwere britische Kampfverbände Bahnziele in Gießen und Osnabrück mit einer zum ersten Male eingesetzten 2000-kg-Bombe mit gutem Erfolg angegriffen habe, und am darauffolgenden Tag gab das Oberkommando Wehrmacht bekannt, dass britische Bomber einen Terrorangriff auf Osnabrück geführt hätten, wobei außerdem Gießen und das mitteldeutsche Gebiet angegriffen worden sei.

Mehr an Außenwahrnehmung oder überregionaler Resonanz scheint es nicht gegeben zu haben, jedenfalls ist in dieser Hinsicht nichts überliefert.

Nicht minder lapidar fällt auch die Wahrnehmung der uns bis heute bewegenden Ereignisse in den einschlägigen Geschichtsbüchern aus, in denen Gießen entweder gar nicht oder nur am Rande erwähnt wird.

Die Angriffe auf Gießen scheinen trotz der oben erwähnten Besonderheiten den Historikern und Chronisten allenfalls zu Fußnoten in den Annalen des Luftkrieges zu taugen.

Wiederum ist es Richard Humphrey gewesen, der auf die merkwürdige Diskrepanz zwischen der lokalen und der überregionalen Wahrnehmung hingewiesen und auf eine prägnante Formulierung gebracht hat:

„Wer diesen Angriffen auch nur annähernd gerecht werden möchte, muß den ernüchternden Doppelbefund ständig vor Augen haben: Das stadthistorisch Epochenmachende ist kriegsgeschichtlich eine Marginalie.“

Die Marginalisierung der Rolle Gießens im Diskurs über den Luftkrieg findet eine, wie ich meine, unwürdige Fortsetzung in Jörg Friedrichs vieldiskutiertem Buch ‚Der Brand‘, wo die Gießen betreffenden Passagen über ein unsachgemäßes Herumstochern, ich muss das so hart sagen, im Grunde nicht hinauskommt.

Denn weder bewegt sich Friedrich in diesen Teilen seines Buches auf der Höhe des Diskurses, noch hat er die spärlichen von ihm präsentierten Daten richtig recherchiert.